

Daniel Schumann, „Leben im Sterben“ (2009)

Daniel Schumann setzt mit seinem Buch „Purpur, Braun, Grau, Weiß, Schwarz – Leben im Sterben“ (2009) die Arbeit von Walter Schels und Beate Lakotta fort. Der Titel ist vielschichtig: er reiht die Farben aneinander, mit denen unterschiedliche Kulturen den Tod konnotieren. Sein Ziel:

„Ich möchte eine Porträtserie erarbeiten, in der ich Menschen während ihrer letzten Tage begleite. Es sollen ruhige Bilder entstehen, die sich ganz mit dem Menschen, seinen Gefühlen und Gedanken auseinandersetzen. Aber nicht nur Bilder vom Lebensende, auch Fotografien vom Tod werden zu dieser Serie gehören. Ich möchte deutlich werden lassen, dass der Mensch nach Eintritt des Todes seine Persönlichkeit und seinen Wert nicht verliert. Vielmehr kann die Ruhe und Entspannung auf den Gesichtern der Toten, gerade nach einem schwierigen und schmerzhaften Krankheitsverlauf, den Abschied für die Angehörigen erleichtern und helfen, die Verstorbenen in positiver Erinnerung zu behalten.“ (D. Schumann)

Anders als Schels/Lakotta grenzt Schumann den Rahmen seiner Arbeit konkret ein. Die Aufnahmen entstehen in der Zeit seines Zivildienstes im Hospiz (vom 17.2.2006 – 17.2.2007). Je nach verbleibender Lebensspanne tauchen die porträtierten Personen mehrfach auf: von nur zweimal – lebend und tot – bis zu elf Mal, wie die an ALS (amyotropher Lateralsklerose) erkrankte Ulrike H., die als einzige während dieses Jahres überlebt hat. Auch Schumann stellt den Fotografien in seinem Buch Texte gegenüber, die darauf angelegt sind die Einzelnen mit ihren Eigenheiten in Gestik, Mimik, Kleidung und Sozialverhalten zu beschreiben. Zudem spielt die Beschreibung ihrer Zimmer eine Rolle. Seine Entscheidung gegen die Schwarzweißfotografie ist auch eine Entscheidung gegen die Überhöhung und pathosbeladene Darstellung von Toten in traditionellen Postmortem-Fotos. Da Schumann in seiner Bildauswahl Aufnahmen aus dem Leben verschiedener Hospizbewohner mischt und diese chronologisch mit Fotos der Verstorbenen verbindet, lässt er das Gesamtbild eines Kollektivs entstehen, in dem Leben und Tod selbstverständlich aufeinander folgen.

Der Tod wird hier – noch mehr als in den Doppelporträts von Schels/Lakotta – als individuelles Ereignis gezeigt, das in jede Gemeinschaft von Lebenden eine Lücke reißt. Danach gibt es keine Bilder mehr von ihnen, aber die Gruppe besteht fort. Ein weiterer Unterschied zu den Aufnahmen von Walter Schels besteht darin, dass Schumann die Konvention, von den Toten „friedliche und schöne Fotos“ zu machen, hinter sich lässt. Es sind Fotos, die in der konventionellen Totenfotografie tabuisiert sind, insofern sie „zu früh“, als vor dem Herrichten des Leichnams als friedlich schlafende entstanden sind. Darüber hinaus zeigt Schumann die von Schmerz und Krankheit gezeichneten Körper und

widersetzt sich damit dem ungeschriebenen Gesetz, den Leichnam nur unversehrt zu präsentieren. „Gerade hierdurch verkörpern die Verstorbenen aber eine individuelle Widerständigkeit über den Tod hinaus. Sie lassen entgegen ihrem Dingcharakter die Einzigartigkeit eines Subjekts aufscheinen.“¹



¹ Sykora, a.a.O., S. 352